

Wo war Martin Luther in seinem Jubiläumsjahr?

Es ist hier nicht beabsichtigt, in den Wald der Literatur, welche das Lutherjubiläum veranlaßte, auch nur Schneisen zu ziehen. Kompetentere Spezialisten werden das vielleicht nach dem Ende des Jahres 1983 unternehmen. Noch viel weniger soll hier ein weiterer Aufsatz zum Verständnis des Reformators vorgelegt werden, obwohl diese Gestalt den Verfasser seit einem Seminar, das 1932 Hermann Heimpel, einer seiner wichtigsten Lehrer, veranstaltet hat, nicht mehr losgelassen hat. Was hier angeboten wird, sind einige Eindrücke, die bei der Beobachtung des Jubiläumsjahres und seiner Umfelder entstanden.

Der Jubiläumsreigen im Jahr 1983

Ein Sortimentsbuchhändler, der noch dem alten Berufsideal huldigt, nicht nur möglichst viel umzusetzen, sondern zu wissen, was er wem verkauft, sagte dem Verfasser ein wenig stöhnend, die Flut der Publikationen anlässlich des Goethejahres 1982, in dem man den 150. Todestag des Dichters erinnerte, sei bei weitem noch übertroffen worden von der Literatur, die der 500. Geburtstag Martin Luthers (10. November 1483 in Eisleben) provoziert hat. Schon im Vorjahr brachten Verlage ihre Bücher heraus, veranstalteten Akademien ihre Tagungen, denn keiner wollte zu spät ins Wettrennen starten. Wird dann im Monat November, in welchem dieser Aufsatz publiziert wird, das Ereignis selbst schon als „überholt“ erscheinen, weil die Aufmerksamkeit ermüdet ist und sich ganz anderem zugewendet hat? Eine große Feier auf dem Marktplatz in Eisleben am 10. November soll dem entgegenwirken.

Es ist nicht leicht, das von den Veranstaltern erfolgreich erspürte Interesse an dem Reformator zu bewerten. Hässische Bemerkungen über den „Betrieb“ greifen sicher viel zu kurz. Daß der chronologische Abstand allein nicht maßgebend ist für die Wirkungsgeschichte, zeigt der Vergleich zwischen dem Goethe- und dem Lutherjubiläum: Was vor 500 Jahren geschah, kann bewegender sein als ein Tag, der nur 150 Jahre zurückliegt. Aber wer wollte sagen, da zeige sich eben doch, daß die Tradition des christlichen Abendlands, welcher der Reformator entgegen allen modernen Interpretationen angehört, stärker nachwirkt als der neuzeitliche Humanismus des Dichters?

Das Jahr 1983 ist geradezu jubiläumsträchtig, und es könnte als ein Weg zur

„Ortsbestimmung der Gegenwart“ verlocken, einmal zu vergleichen, wer und was da jeweils wie und mit welcher Resonanz in Erinnerung gerufen wird, und wie sich unter solchen Jubiläen das Lutherjahr ausnimmt.

Die Deutschen werden sich zwölf Jahre lang mit der 50. Wiederkehr jener Ereignisse auseinandersetzen, die am 30. Januar 1933 mit der Berufung Adolf Hitlers zum Reichskanzler in Gang gekommen sind. Was in der Literatur und den Vorträgen nicht nur zum Geburtstag Luthers auffällt, ist eine Reserve gegenüber dessen „Zwei-Reiche-Lehre“, die Unterscheidung des Reichs der Gnade, Vergeltung und Erlösung und des Reichs der das Böse mit dem Schwert bestrafenden Herrschaft. Es ist aber zu fragen, ob die irrigen Konsequenzen, die nach 1933 aus dieser Lehre gezogen wurden, diese selbst diskreditieren können. Die Italiener haben es leichter mit ihrem *Benito Mussolini* und der 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 29. Juli 1883 in Predappio, allwo das Mausoleum des Mannes steht, dessen Leiche nach seiner Ermordung (28. April 1945) bei der Flucht vom Comer See in die Schweiz in Mailand an den Beinen aufgehängt worden ist. Nach dem Urteil des Historikers Ernst Nolte (FAZ, 23. 7. 1983) war er „unter den totalitären Charakteren der Epoche . . . bei weitem der menschlichste“. Das Verhältnis Mussolinis zum Christentum und zur katholischen Kirche wird dort nicht behandelt.

Der nationalsozialistischen Diktatur mußte der Architekt *Walter Gropius* weichen, der sich sicher nicht vorstellen konnte, daß 100 Jahre nach seinem Geburtstag die im Geist des von ihm gegründeten „Bauhauses“ geschaffenen Werke unter der Peinlichkeit zwischen Denkmalschutz und Wohnungsansprüchen stehen würden. „Der Architekt als übermenschlicher Richter und Ordner“ – dies prophetische Pathos ist verklungen, aber welches Propheten Stimme kann denn noch vernommen werden, auch im Lutherjahr? Der 100. Geburtstag (23. Februar) von *Karl Jaspers* wurde gefeiert von Dubrovnik bis London, von Heidelberg und Basel bis Paris. Mag da einer sagen, der „Grenzsituationen“ hätten wir genug und des „Scheiterns“ noch viel mehr: der auf die Existenzphilosophie folgenden Abdankung in die Wissenschaftstheorie sind manche junge Denker nicht weniger überdrüssig. Daß einer aber Bedenken hat, sich dem „philosophischen Glauben“ von Karl Jaspers anzuvertrauen, dies allein wird ihn nicht auf den Weg bringen, den Martin Luther in seiner „Grenzsituation“ gegangen ist.

Exegeten eines anderen Hundertjährigen, der geradezu eine existentielle Leitfigur geworden ist, des am 3. Juli 1883 in Prag geborenen *Franz Kafka*, plädieren für einen kühlen Rückzug auf die Texte und distanzieren sich ausgerechnet im Lutherjahr von der durch den Freund Max Brod vorgelegten Deutung des „Schlosses“ als Symbol der unverdienten Gnade. Mit Interpretationen tut man sich schwer. Manche Musikkritiker ärgerten sich darüber, daß die Bayreuther Neuinszenierung des „Rings“ von *Richard Wagner*, gestorben am 13. Februar 1883 in Venedig, im Namen der Texttreue zum Komponisten-Dichter veranstaltet wurde.

Was bedeutet Authentizität? Die mehrfache Mahnung, nicht nur Literatur über Martin Luther zu lesen, sondern diesen selbst, ist bemerkenswert. Aber sie stellt vor das Problem der Überlieferung und der Rezeption. War die Kontroverse über das richtige Verständnis Richard Wagners eine Sache von Kennern, so hatte sie immerhin mehr Aufmerksamkeit zu verbuchen als die nur am Rand vermerkte Tatsache, daß der konservative Opponent „neudeutscher“ Musik, *Johannes Brahms*, vor 150 Jahren (7. Mai 1833) in Hamburg geboren wurde.

Besonders merkwürdig: Nur einige Kunsthistoriker interessierte es hierzulande, daß zu Anfang des gleichen Jahres 1483, in dem Martin Luther geboren wurde, *Raffaello Santi* in Urbino auf die Welt kam, obwohl doch Eduard Beaucamp (FAZ, 2. 4. 1983) nachdenklich fragte, ob „die Schwierigkeit der Moderne mit Raffael damit zu tun hat, daß wir selbst das Gefühl der Unschuld verloren haben, weder schön noch fromm und frei sind“ – oder ob wir „im Gegenteil so frei und souverän sind, daß uns die Idealität dieser Kunst und ihre Verheißungen nicht mehr berühren“. Wie steht es da, fragt man sich in allem Ernst, mit unserer und Martin Luthers Frömmigkeit in den gleichen 500 Jahren der Distanz?

Es wäre in der Tat verlockend, sich anläßlich des Jahres 1983 einige Gedanken darüber zu machen, wie wir den lange beklagten „Geschichtsverlust“ zu kompensieren suchen, indem wir uns anseilen an die Beliebtheit zentenarer Wiederholungen im Kalender. Wer war bei solchem Brauch nicht betroffen, als in der Serie der im Jahr 1983 fälligen Jubiläen das Ereignis auftauchte, das die Christen bekennen mit den Worten „*crucifixus etiam pro nobis*“, in der Zufügung „*sub Pontio Pilato*“ datiert und so ebenfalls „jubiläumsfähig“? Die chronologische und geographische Eingrenzung widersteht dem Irgendwann und Nirgendwann; wer aber wenigstens in etwa behält, was dieses Ereignis bedeutet, ist bestürzt, es eingereiht zu sehen in den so eigensinnigen Gang der „Welt“-Geschichte mit ihren Jubiläumsdaten. Papst Johannes Paul II. hat im November 1982 ein „Heiliges Jahr“ angekündigt, das er am 25. März 1983 (Tag von „Mariä Verkündigung“) mit den drei Hammerschlägen an der „Heiligen Pforte“ in der Vorhalle des Petersdoms eröffnete, und das am Ostersonntag 1984 abgeschlossen werden soll. Dem „Gedächtnis des Erlösungsgeheimnisses“ soll dieses „Heilige Jahr“ gewidmet sein, nachdem Pius XI. 1933 an die neunzehnhundertste Wiederkehr des Todestags Christi erinnert hat (die Anknüpfung an Jesu Lebensjahre tritt bereits Ende des 14. Jahrhunderts neben die dezimalen Fälligkeiten des von Papst Bonifaz VIII. erstmals für 1300 verkündeten „Heiligen Jahres“).

Hie und da wurden Stimmen laut, Papst Johannes Paul II. habe mit dem „Heiligen Jahr“, dessen hauptsächliche Anziehungskraft seit 1300 der mit ihm verbundene Jubiläumsablaß gewesen ist, ein Contra zu Martin Luther und dessen Thesen setzen wollen. Selbst wenn einer die ökumenisch getönten Wendungen des Papstes bei der Ankündigung überhört, eine solche Verdächtigung entstammt purer Nervosität. Nachdenklicher stimmt da schon die allerdings zufällige Paralle-

lität der zweiten Heimatreise des Papstes mit dem Lutherjahr, diese Präsentation kaum zu überbietender Differenzen christlicher Frömmigkeit. Die Begegnung des Papstes mit dem „Polnischen Ökumenischen Rat“ im Haus des Kardinals Glemp, wobei der Bischof der „Evangelisch-Augsburgischen Kirche“ eine Heilige Schrift in polnischer Sprache überreichte, fand wenig Aufmerksamkeit.

Es ist empfehlenswert, sich klarzumachen, daß die Erinnerung an Martin Luther überwiegend eine Sache der Deutschen ist. Was immer sich geändert hat in diesen 500 Jahren, dabei ist es geblieben. Bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Vancouver (24. 7. bis 10. 8. 1983) scheint kaum oder nur gelegentlich vom Jubiläum des Mannes die Rede gewesen zu sein, der doch immerhin der erste in der Reihe der Reformatoren gewesen ist. Karl-Alfred Odin, der überaus kundige, jüngst mit dem theologischen Ehrendoktor ausgezeichnete Referent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über das Leben in den reformatorischen Kirchen, gab seinem Bericht über die erste Woche in Vancouver die Überschrift „Der Schwung der ökumenischen Bewegung ist dahin“ (30. 7. 1983), bei diesem abwägenden Publizisten ein beachtliches Wort. Die Hauptaufgabe, die Einigung aller Christen, sei in der ersten Woche „fast nicht erwähnt worden“; wäre sie Gegenstand gewesen, dann hätte selbst ohne Zentenarfeier kein Weg an Martin Luther vorbeigeführt. Zwar beschloß die Versammlung in der zweiten Woche, „bewußter auf die kirchliche Einheit zuzugehen“, war die Rede von einer „eucharistischen Vision“. Doch die teilweise problematischen politischen Proklamationen waren spektakulär, wenn sie auch nach dem modifizierenden Abschlußbericht Odins nicht den Vorrang hatten. Aber es scheint doch wohl kaum so gewesen zu sein, daß Martin Luther in Vancouver einen Resonanzboden gefunden hätte. Wo also war Martin Luther in seinem Jubiläumsjahr? Was wird von all den vielen deutschen Luther-Erinnerungen bleiben?

Unumstritten und deshalb „unser“?

Eine Signatur hat sich vielleicht eingeprägt: Martin Luther war im Jahr 1983 kein Anlaß zum Streit, ja er wurde sogar zu einem Zeichen erhoben, unter dem man sich in deutschen Landen wenigstens einigen will. Manchmal konnte einer befürchten, daß bei soviel Verzicht auf die jeweils überlieferte eigene Position der Reformator in ein Niemandsland entrückt würde, dieweilen ja, wenn Martin Luther wirklich so sehr „unser“ wäre, wie es da den Anschein hat, längst Weittragendes hätte geschehen müssen.

Diese Signatur zeigt sich freilich in zwei sehr unterschiedlichen Varianten: in den offiziellen Bemühungen der Deutschen Demokratischen Republik, das „Erbe“ des Mannes zu würdigen, der in ihrem Herrschaftsbereich gelebt und gewirkt hat – und in den Begegnungen evangelischer und katholischer Christen im Namen Martin

Luthers, dessen Nennung sie jahrhundertlang mehr oder weniger polemisch getrennt hatte.

Luther-Revision in der Deutschen Demokratischen Republik

Die List der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem brachte es mit sich, daß sich ein *Karl-Marx*-Jahr und ein Martin-Luther-Jahr überschnitten. Veranlaßte die Erinnerung daran, daß der Sohn der Stadt Trier vor 100 Jahren (14. März 1883) in London gestorben ist, in der Bundesrepublik Deutschland relativ wenig Nachdenklichkeit, so war das Doppeljubiläum im sozialistischen Staat eine Verlegenheit, die zu erstaunlichen und nicht leicht zu interpretierenden Folgerungen führte.

Bereits im Juni 1980 war das staatliche Lutherkomitee unter dem Vorsitz Erich Honeckers gegründet worden, lange bevor das Marxjubiläum vorbereitet wurde. Geburts- und Sterbehaus in Eisleben wurde mit großer Sorgfalt restauriert. Die Deutsche Staatsbibliothek in Ostberlin legte ein 741 Stücke umfassendes „Verzeichnis der Luther-Bildnisse“ vor. Der „Volkseigene Betrieb Deutsche Schallplatten“ produzierte den Vortrag einer Auswahl aus Luthers Bibelübersetzung und die Plattenserien „Musik der Reformation“ und „Lieder der Reformationszeit“. Auf der Leipziger Messe wurden über hundert Bücher zur Reformation und zum Reformator ausgestellt, gewiß viel weniger als zu Karl Marx, aber doch so, „daß Luther dem Besucher bei der Messe kaum weniger ins Auge fällt als Marx“ (K.-A. Odin). Das meiste stammt aus der „Evangelischen Verlagsanstalt“ in Ostberlin. Noch klingt in Büchern anderer Verlage der DDR die bisherige Klassifizierung Luthers nach, aber die Rede vom „Fürstenknecht“, mit Thomas Müntzer konfrontiert, ist zumindest einstweilen verstummt.

Der Historiker Max Steinmetz, Mitglied des staatlichen Lutherkomitees, rührte vorsichtig an eine klassische These mit der Bemerkung, die Rede von der „religiösen Verkleidung der Klassenkämpfe“ sei doch „abgegriffen“, und im Grund sei „alles um einige Grade ernster und schwieriger“. Da ist nun allerdings ein schwieriger Brocken zu verdauen. Die Diätetik hierzu lehrten Mitglieder der „Akademie der Wissenschaften“ in der DDR mit ihren Thesen, die in der parteiamtlichen Zeitschrift „Einheit“ im September 1981 veröffentlicht wurden. Luthers „progressives Erbe“ ist „aufgehoben“ in der „sozialistischen deutschen Nationalkultur“. Sie ist inzwischen so weit entwickelt, daß die Voraussetzungen dafür gegeben sind, „Martin Luther allseitig wissenschaftlich begründet und gerecht zu würdigen“.

Natürlich ist dies keinerlei „Umkehr“. „Wissenschaftlich“ begründet kann der Reformator nur auf atheistischer Basis gewürdigt werden. Aber die Dinge sind doch „ernster und schwieriger“, als man gemeint hat. Dafür gibt es allenthalben Signale. Rudolf von Thadden meint (FAZ, 19. 2. 1983), es sei „nicht abwegig zu

vermuten, daß die DDR Anlaß sieht, sich innenpolitisch stärker gegen den nationalpolitisch fundierten polnischen Mythos abzugrenzen und . . . auf Traditionen der eigenen Geschichte zurückzugreifen“. Der Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung schrieb am 23. Juli 1983 aus Berlin: „Die feste Einbindung der evangelischen Kirche in den atheistischen Staat . . . dürfte mit Blick auf das unruhige Polen, wo gerade jetzt wieder die katholische Kirche mit dem Papst-Besuch ihre Eigenständigkeit gegenüber der Staatsmacht zur Geltung gebracht hat, für die DDR-Staatsführung ein dringendes Anliegen sein.“ Der Staatssekretär für Kirchenfragen, Gysi, hat in seinem Vortrag betont, die DDR sei das einzige sozialistische Land, in dem der Protestantismus die Mehrheit hat. In diese Richtung stößt dann auch der Satz in den Akademie-Thesen: „Der Widerhall im Volk und die Überzeugung, ein Werkzeug Gottes zu sein, gaben Luther die Kraft, allen Anfechtungen und Versuchungen zum Kompromiß mit dem Papsttum zu widerstehen.“

Der Thüringer Landesbischof Leich, Vorsitzender des kirchlichen Lutherkomitees in der DDR, hat im Blick auf das staatliche Komitee von „Sachlichkeit“ und „Achtung der anderen Überzeugung“ gesprochen. Wenn auch beide Seiten nicht ohne „Argumentationsakrobatik“ (Neue Zürcher Zeitung) auskamen, so hat doch die evangelische Kirche allen Versuchen widerstanden, das Jubiläumsjahr zu einer „Einheits“-Veranstaltung zu machen. In welchem Ausmaß Staat und Partei an der Animosität gegen das Papsttum anknüpfen können, ist nicht leicht zu sagen, wenn man sich darüber im klaren ist, was da überall weiterlebt, gerade bei solchen, die ansonsten vom christlichen Glauben nicht mehr gar viel halten.

Aber inzwischen sind doch Usancen zu Selbstverständlichkeiten geworden, hinter die schwerlich auf alte Polemiken zurückzukommen ist. Zur Eröffnung des Lutherjahres am 4. Mai kam auch Bischof Huhn aus Görlitz als Vertreter der Berliner katholischen Bischofskonferenz auf die Wartburg, und Landesbischof Leich sprach von den „gemeinsamen Wurzeln des Glaubens“ und nannte als ein Ziel des Jubiläums, „die Überwindung des Trennenden in der Wahrheit und in der Liebe zu fördern“.

Der Zeuge und der Bezeugte

Die Konferenz der „Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands“ hat die Erklärung zum Jubiläum unter den Titel „Martin Luther – Zeuge des Glaubens“ gestellt. Dieser Zeuge spricht im Konferenzwort: „In der Predigt, im Zeugnis über der geöffneten Bibel, durch Taufe und Abendmahl begegnet uns kein anderer als der lebendige Herr“, „seine Gottheit, die unter dem Kreuz verborgen, aber gerade so offenbart ist“. Was das Lutherjahr letztlich erbringen wird, das wird davon abhängen, wie dieses Zeugnis verstanden werden konnte, in der Bundesre-

publik Deutschland, auf den sieben Kirchentagen von Erfurt bis Leipzig, bei all den Feiern und Konferenzen, in all den vielen Büchern.

Immer wieder wurde trotz der großen Teilnehmerzahlen bei den Veranstaltungen nüchtern gefragt, wie Luthers Zeugenschaft über ein halbes Jahrtausend hinweg vernommen werden kann. Daß es als eine Brücke begriffen wird hin zum bezeugten Ereignis selbst, das vor zwei Jahrtausenden geschehen ist, dies ist eine Herausforderung an alle Christen, welcher Konfession auch immer. Mit Recht hat Ulrich Ruh in der Herder-Korrespondenz (Juli 1983) vermerkt, daß beim Kirchentag in Hannover der „Auseinandersetzung mit Geschichte und Tradition der Kirche“ nur wenig Bedeutung zukam, obwohl doch darauf „weder die persönliche Glaubensentscheidung noch das neue Ineinander von Frömmigkeit und ökologischem oder friedensethischem Problembewußtsein letztlich verzichten können“. Eine Vortragsreihe über den Reformator hielt Heinz Zahrnt, der mit seinem Buch „Martin Luther – in seiner Zeit für unsere Zeit“ (1983, Süddeutscher Verlag) das glaubensgeschichtliche Problem scharf bezeichnet hat.

Wie stark auch das Gemeinschaftserlebnis bei den Kirchentagen sein kann, so ist dann danach angesichts der „Leere der Gottesdienste“ die Gefahr einer „Isolierung lauter einzelner“ sehr groß, wie K.-A. Odin zur Einleitung des Lutherjahres bemerkt hat (FAZ, 14. 2. 1983). Martin Luther, „ein militanter Anwalt des Individuums, seiner Gottesunmittelbarkeit und geistlichen Subjektivität gegen das Objektive, die kirchliche Ordnungsmacht“, der aber „aus der Kirche nur austritt, um seine Gegenkirche mit einem Gegendogma . . . zu errichten“: Dieses erstaunlich schiefe Luther-Bild von Thomas Mann stammt aus dem 19. Jahrhundert. Dieses Pathos von der subjektiven Gottesunmittelbarkeit ist dahin. Aber deshalb können sich die Herzen noch lange nicht dafür aufschließen, was für Martin Luther die Kirche gewesen ist.

Um die Kirche herum?

„Solange die protestantische Neigung nicht überwunden ist, die unsichtbare Kirche der Gläubigen gegen die sichtbare der Institutionen auszuspielen“, wird Luthers Bekenntnis zur Kirche im Großen Katechismus (1529) „keinen Eindruck machen“ (Heiko A. Oberman in seinem Buch „Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel“, 1982, Verlag Severin und Siedler; eine Publikation, die besonders nachdrücklich vor Augen stellt, mit welchen Fragen der Reformator im Jubiläumsjahr konfrontiert).

Das Verständnis von der Kirche spielt in der Erklärung der „Gemeinsamen römisch-katholischen/evangelisch-lutherischen Kommission“ zum Lutherjahr (Mai 1983) eine recht untergeordnete Rolle, obwohl doch gerade in dieser Hinsicht nicht nur zwischen den Konfessionen, sondern auch unter evangelischen und unter

katholischen Christen überaus große Schwierigkeiten bestehen, die sich keineswegs nur auf das Papsttum beziehen. Vorab geht es hier um den innersten Bestand des Glaubens selbst, der mehr denn je nur im Mit-Glauben zu leben ist. Dann aber stellen sich die zwar nicht einzigen, aber doch besonders konkreten Probleme im ökumenischen Dialog. Wenn die Erklärung von „Einsichten“ auf katholischer Seite spricht, „in denen man eine Aufnahme Lutherscher Anliegen sehen kann“, und darunter „das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienst“ sowie „die Betonung des Priestertums aller Getauften“ rechnet, so decken solche Formulierungen die tiefe Differenz reformatorischer Kirchenbegriffe zur hierarchischen Struktur der römisch-katholischen Kirche zu, an welcher das Zweite Vatikanische Konzil bei allem bedeutsamen Rückgriff auf das frühchristliche Verständnis vom „Volk Gottes“ nachdrücklich festhält.

Im Materialdienst des konfessionskundlichen Instituts Bensheim (4/1983) hat Reinhard Frieling kritisch zu dieser Erklärung Stellung genommen, bei aller Zustimmung zu ihrem ökumenischen Impuls: „Wenn seit einigen Jahren häufig von Schwierigkeiten und von Stagnation im evangelisch-katholischen Dialog die Rede ist, so heben sich diese Passagen (so über „die biblische Botschaft von Gottes schenkender und befreiender Gerechtigkeit“) des gemeinsamen Wortes zu Martin Luther erfreulich klar davon ab.“ Dem ist zuzustimmen, nicht weniger aber – und dies unabhängig vom konfessionellen Standort – der Kritik an dem Satz der gemeinsamen Erklärung, „nicht durch Luthers Evangeliumsverständnis als solches, sondern durch die kirchlichen und politischen Auswirkungen der reformatorischen Bewegung (sei) es zu Konflikt und Spaltung“ gekommen. So werden die Geschichte der Reformation und nicht zuletzt der persönliche Glaubensweg Luthers peinlich verkürzt. An der „Zusammengehörigkeit von Rechtfertigungslehre und Kirchen- oder Autoritätsverständnis“ ist nicht zu zweifeln, wenn auch die Bemerkung R. Frielings, in der Erklärung erscheine nur die römisch-katholische Kirche als „Kirche“, überzogen ist. Richtiger wohl ist, daß der Kirchenbegriff undeutlich bleibt.

Eifersucht der Lutherfreunde?

Zwar weist die Bensheimer Stimme die „konfessionalistische Sorge“ ab, „daß Luther den Lutheranern weggenommen würde“, kann aber nicht verschweigen, die gemeinsame Erklärung mache den Eindruck, „daß die römisch-katholische Kirche Luther sehr nahe steht, während die evangelisch-lutherischen Kirchen von ihm abgewichen sind“. Dieser Eindruck resultiert aus der Liste protestantischer Lutherdeutungen, von welchen sich die gemeinsame Erklärung distanziert. Dies als „Konzilianz“ der Lutheraner gegenüber dem „Pendant“ von Zugeständnissen der katholischen Kommissionskollegen zu bewerten, geht deshalb nicht an, weil

solche Distanzierungen von der liberalen Theologie seit geraumer Zeit ein wichtiges Binnenphänomen der lutherischen Kirchen darstellen, das mehr bedeutet als die Korrektur von „Verzerrungen“. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß manche katholische Theologen Martin Luther näherstehen als manche protestantische Theologen, worauf auch der gewiß keiner Polemik verdächtige katholische Theologe Otto Hermann Pesch hingewiesen hat. Das Kriterium für Nähe und Abstand ergibt sich jeweils aus dem Verhältnis zur universalen Glaubensgeschichte.

Die Reaktion aus Bensheim ist jedoch durchaus verständlich. Wenn in einem jubiläumsbeschwingten Ökumenismus Katholiken den Eindruck machen, sie wollten in aller Bescheidenheit Martin Luther vereinnahmen, ihn gleichsam stillschweigend in den Schoß der Ecclesia Romana zurückholen, dann kann dies von Lutheranern als ein posthumer Raub verstanden werden. Solches klingt auch an, wenn in einer Rezension der Stuttgarter Zeitung zu der Bildbiographie Luthers von Peter Manns (1982, Verlag Herder) gefragt wird, „was damit aus dem evangelischen Kirchenverständnis würde: eine Kirche ohne Luther, den Vater im Glauben“. Sicher ist dieses sowohl im Text wie im Bild überaus eindrucksvolle Buch weder „gegen Rom“ noch „gegen Wittenberg“ gerichtet, wie der Rezensent meint. Aber der Versuch von Peter Manns, den Reformator als „Vater im Glauben“ gleichsam über den geschichtlich gewordenen Kirchen anzusiedeln, kann Luther in eine Ortlosigkeit entheben, wo er weniger zu bewegen vermag als in den alten Polemiken, statt ihn als „Zeugen“ in einer trotz allem gemeinsamen Glaubensgeschichte zu verstehen.

Otto Hermann Pesch, Professor für katholische Theologie in der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Hamburg, hat in seiner Studie „Gerechtfertigt aus dem Glauben“ (1982, Verlag Herder) bemerkt, die katholische Theologie werde – „auch zum Nutzen der lutherischen Kirche – Luther nicht zum ‚Kirchenvater‘ machen“, und in seinem ebenso eindringlichen wie behutsamen Buch „Hinführung zu Luther“ (1982, Grünewald-Verlag) hat er gerade als theologischer Systematiker an die glaubensgeschichtlichen Bedingtheiten erinnert, unter denen das damalige Nein zu Luther „geschichtlich (fast) zwangsläufig“ war, wenn es „auch sachlich weitgehend zu Unrecht“ gesagt wurde. Die schwäbische Redewendung „Was geht mi mei saudumms Gschwätz von geschtern a“ ist zwar ein Stück Lebensklugheit, aber sicher keine Maxime, wenn es darum geht, die von O. H. Pesch hervorgehobene Situation konkret fruchtbar werden zu lassen, daß Katholiken heute bei Luther in wichtigen Aussagen nichts Irrgläubiges mehr finden und evangelische Christen über die römisch-katholische Kirche nicht mehr jene Urteile fällen, deretwegen damals der Bruch mit der alten Kirche in Kauf genommen wurde. Zu diesen Aussagen gehört insbesondere Luthers Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, zu deren Diskussionsstand O. H. Pesch bei allem „letzlichen Optimismus“ eine „nüchterne Bestandsaufnahme“ (K. H. Neufeld)

vorgelegt hat. Heiko Oberman (vgl. oben) hat sich amüsant und zugleich sehr nachdenklich vorgestellt, wo denn Martin Luther heute seinen Platz finden könnte: Er wäre „vor allem ungeeignet, im heutigen ökumenischen Betrieb jene Fragen zu verschweigen, die Christen trennen“.

Martin Luthers Herausforderung

Hanno Helbling hat in der Neuen Zürcher Zeitung bemerkt: „Wäre es viel, wenn in Rom, wie gemunkelt wird, der Bannfluch gegen Luther aufgehoben würde? Die Spanne zwischen guter Absicht und realer Wirkung wäre wohl recht groß.“ Seine Skepsis, ob die ökumenischen Bemühungen „am Zustand der Christenheit . . . etwas ändern“, ist um so begründeter, als sie einer ökumenischen Gesinnung entstammt und nicht zu verwechseln ist mit den neueren und allseitigen Tendenzen zur konfessionellen Einigelung, die mit ökumenischen Lippenbekennnissen vorgetragen werden. Daß aus dem römischen „Gemunkel“ kaum etwas werden wird, ist gut. Die „reale Wirkung“ bestünde hauptsächlich in einer Verbreitung jener Gleichgültigkeit, der alles gleich gültig und sodann nichts mehr gültig ist.

„Um Luther zu begegnen, muß man ihn dort aufsuchen, wo er selbst zu stehen überzeugt war, nicht dort, wo er unserem Lebensgefühl nahekommt.“ Diese Mahnung Heiko A. Obermans kann als vorausschauende Kritik sicher nicht über das gesamte Lutherjahr 1983, aber doch über mancherlei innerkirchliche Erscheinungen gesetzt werden, von den politischen Bemühungen in der DDR ganz abgesehen. Denn daß Luthers „Aktualität nicht identisch war mit der Zustimmung zum Gehalt seiner Werke“, dies gilt nicht nur für die Vergangenheit.

Heiko A. Oberman macht – damit den Zustand der ganzen Christenheit treffend – die Differenz zwischen heutigem „Lebensgefühl“ und Martin Luther insbesondere an zwei Positionen des Reformators deutlich: an dessen Bejahung der Kindertaufe und an seiner Entscheidung im Abendmahlsstreit. Beide Male geht es um den Abweis subjektiver Mächtigkeit, deren sublimer Ausdruck auch „die Innerlichkeit des frommen Genusses“ sein kann. „Der unmündige Säugling am Taufbecken und der Sterbende, dem das letzte Abendmahl gereicht wird, stehen nicht am Rand der Kirche Christi, sondern stellvertretend für den Menschen am Nullpunkt – ob nun am Anfang, auf dem Höhepunkt oder am Ende seiner Kräfte.“ Keineswegs leichtfertig über die Schwierigkeiten unseres „Lebensgefühls“ hinweggehend, stellt dieser Autor unnachsichtig vor, was Martin Luther bedeutet (daß der Kenner spätmittelalterlicher Theologie eine kühle Distanz zur römisch-katholischen Kirche einhält, Luthers Rolle bei der Doppelhehe Philipps von Hessen wohl doch zu „geistlich“ interpretiert, mag die Kehrseite seines Engagements in einer Zeit sein, die „objektive Religionswissenschaft bevorzugt“).

Luther als Gegenstand – Luther als „Zeuge des Glaubens“

In den Tagen, in denen diese Marginalien zum Lutherjahr 1983 niedergeschrieben werden, sind rund 200 Lutherforscher aus 18 Ländern in Erfurt beisammen, „die bisher bedeutendste ökumenische wissenschaftliche Konferenz auf dem Boden der DDR“, wie die Ostberliner Nachrichtenagentur ADN Jubiläumssuperlative vermehrt. Pünktlich zur Wiederkehr des 500. Geburtstags Martin Luthers ist nach nicht weniger als hundert Jahren die Weimarer „Kritische Gesamtausgabe“ seiner Werke abgeschlossen worden (daß die ersten Bände schon wieder revisionsbedürftig sind, ist der Lauf der Welt). Die Nürnberger Luther-Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums war eine geschichtswissenschaftliche Glanzleistung. Sie „verzichtete bewußt auf jedes Zeugnis von Luthers gewaltiger Nachwirkung“ (Jochen Hieber in der FAZ). „Ein Zeitalter wird besichtigt.“ Man kann die ganze Geschichte von außen sehen, um sie herumgehen.

„Martin Luther lesen!“ – diese Mahnung Nachdenklicher durchzieht das Jubiläumsjahr. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling haben eine sechsbändige „Auswahl“ herausgegeben, Kurt Aland eine zehnbändige („Luther Deutsch“). An der Möglichkeit des Zugangs fehlt es also wahrhaftig nicht. Es muß sich niemand mit dem Fernsehspektakel „Martin Luther“ begnügen, für welches das ZDF drei Millionen Mark aufwendete, und sich genüßlich am Gelage des Erzbischofs Albrecht von Mainz aufheizen, um Sympathien für den Reformator zu finden.

„Rätselhafter Doktor Martinus – wer kann in *einem* Kopf und Herzen zusammenbringen, was er in seinem Kopf und Herzen zusammenbringen konnte?“ (Otto H. Pesch). Wo Martin Luther in diesem Jubiläumsjahr wirklich war, erweist sich daran, wo er als ein großer „Zeuge des Glaubens“ die Christen aller Konfessionen dazu ermutigen konnte, nicht darin zu ermüden, zu nachchristlicher Zeit in Kopf und Herz die universale Geschichte des christlichen Glaubens zusammenzubringen, so gut sie es vermögen.